



Aufbrechen und Ankommen

Geschichten von
einer anderen Zeit

„Meine Zeit in Kamerun

war die wertvollste, hilfreichste, lehrreichste, herausforderndste und bunteste Zeit meines Lebens.“

Susanne hat von

September 2012 bis Februar 2013

in Mokolo, Kamerun unterrichtet.

„Meine Zeit in Mosambik

war Mangos essen und frei sein, zweifeln und leiden, Glück, Abenteuer, Alltag und Tiefpunkt zugleich.“

Moritz aus Berlin hat von

September 2012 bis April 2013 in Projekten

in Dondo, Mosambik mitgearbeitet.

„Meine Zeit in Malawi

war weder die schönste noch die beste Zeit in meinem Leben, aber vielleicht die wichtigste.“

Julian aus Kirchheim hat von

September 2012 bis Juli 2013 in Malawi

an einer Schule unterrichtet.

EBM INTERNATIONAL

Gottfried-Wilhelm-Lehmann-Str. 4
14641 Wustermark (OT Elstal) | Germany

Telefon: +49 (0) 3 32 34 74-150

Telefax: +49 (0) 3 32 34 74-145

info@ebm-international.org

www.ebm-international.org

Inhaltsverzeichnis

Aufbrechen und ankommen 4

LATEINAMERIKA 7

Argentinien | Mein Volontariat in einem Kinderheim Argentiniens 8

Brasilien | Ein Arbeitseinsatz schafft Zuversicht 11

Kuba | Getragen, gestärkt, befähigt 15

INDIEN 21

Hilaritas, die heitere Schwester der Gelassenheit 22

Ein Charlie Chaplin für Narnia 25

Brüder wie Freunde 27

AFRIKA 31

Äquatorialguinea | Als Volontärin in Äquatorialguinea 32

Kamerun | Mein Doppel-Zwillingstag oder das Privileg, zu sein 37

Kamerun | „... und, was hast du so gemacht?“ 40

Kamerun | Mission heißt, in Menschen zu investieren 44

Malawi | Arm und reich? 46

Mosambik | Paradiesisch, ähm Portugiesisch 49

Sierra Leone | Eine Zeit, die mein Leben verändert hat 52

Südafrika | Zehn Monate in einer völlig anderen Kultur 58

Serve | Gott dienen – den Menschen dienen 62

AUFBRECHEN UND ANKOMMEN

Ich glaube, wir
müssen radikal
umdenken, wenn
wir Reich Gottes
gemeinsam
gestalten wollen.



Was für eine geniale Idee. Und noch genialer finde ich die ganzen Implikationen, die sie mit sich bringt. Einige davon sind offensichtlich, und noch viele mehr habe ich noch gar nicht entdeckt oder bedacht, weil die ganze Idee einfach so komplett anders ist, als wie wir sonst unser Leben gestalten.

Und für meinen Glauben haben diese Gedankenspiele, die seit dem Gespräch mit Jan in meinem Kopf schwirren, auch eine ganz spannende Bedeutung. Immerhin vergleicht Paulus unsere Nachfolge an einer Stelle der Bibel mit einem Rennen.

Wenn man dabei aber vor Augen hat, dass es womöglich darum geht, dass ALLE ankommen und dann auch noch GLEICHZEITIG, dann stellt das ALLES auf den Kopf.

KEINE und KEINER wird überholt. Der LANGSAMSTE führt das Feld an. Bis zum Schluss. TEMPO hat wahrscheinlich nur für die GANZ SCHNELLEN, GANZ AM ENDE DES FELDES eine wirklich große Bedeutung. Und enorm wichtig wird es, sich mit dem Tempo der ANDEREN

Vor kurzem hat mein Freund Jan mir folgende Idee erzählt, die er auf einem Seminar gehört hat. Die Idee zu dieser Geschichte ist also geklaut.

Stell dir einmal vor, es wird ein Rennen veranstaltet. Das Ziel besteht darin, dass alle gemeinsam ankommen. Zeitgleich. Das Ganze bleibt ein Rennen, weil der Schnellste ja offensichtlich als Letzter losrennt, um gemeinsam mit dem Langsamsten anzukommen.

auseinanderzusetzen und sich entsprechend selbst einzuschätzen.

Und wahrscheinlich gibt es in dem Rennen unglaublich viele neue Bestzeiten. Da werden LANSAMERE von SCHNELLEREN nur eingeholt und dann zu einer neuen Bestleistung MITGEZOGEN. Da rufen die SCHNELLEREN schon von WEITEM den LANGSAMEREN zu, dass sie im Anmarsch sind und man sich bald gegenseitig MITREIßT.

Und da sind die wirklich AMBITIONIERTEN, die zu spät loslaufen und plötzlich spüren, dass sie manchmal vielleicht BREMSEN. Vielleicht laufen sie noch schneller, weil sie spüren, wie es ist HINTERHERZUHINKEN. Vielleicht werden sie GNÄDIGER und GEDULDIGER.

Am unglaublichsten stelle ich mir das Gefühl vor, wenn man GEMEINSAM die Zielleine durchreißt. ALLE ZUSAMMEN. Die Freude und das WIR-GEFÜHL, jenseits von der persönlichen LEISTUNG, müssen unglaublich sein.

LANGSAME könnten gemeinsam zu NEUEN HELDEN gemacht werden, bei einem gemeinsamen Zieleinlauf.

Bestimmt ÜBERBIETET das ALLES, was bisher da gewesen ist ...

Warum schreibe ich das als Einleitung zu einem Buch, in dem Freiwillige ein Blitzlicht aus ihrem Erfahrungsschatz, den sie im Ausland gesammelt haben, mit uns teilen?

Weil ich überzeugt davon bin, dass wir das Leben gemeinsam meistern müssen. Unsere Unterschiedlichkeit (zum Beispiel im Umgang mit Zeit und Leistung) ist ein Ausdruck von Schönheit. Weil ich glaube, dass wir radikal umdenken müssen, wenn wir Reich Gottes gemeinsam gestalten wollen, und weil ich glaube, dass der ERSTE der LETZTE sein wird.

Lasst uns darauf hoffen, dass am Ende alles gut ist, weil wir alle gemeinsam ankommen werden.

MATZE DICHISTIN

Das Volontariats-Programm
von EBM INTERNATIONAL

Projektnummer: 10800

Finanzbedarf:

Jeder Betrag ist willkommen



LATEINAMERIKA

EBM INTERNATIONAL unterstützt in Argentinien sozial-missionarische Projekte. Beispiele: „MANNA“: Gemeindefamilien nehmen tagsüber vernachlässigte Kinder bei sich auf. Im Kinderheim Norberto Haase finden 60 Kinder ein Zuhause. Das Evangelium wird den Menschen in Wort und Tat gebracht.

Mein Volontariat in einem Kinderheim Argentinien

„Reiche und Arme haben eines gemeinsam: Gott, der Herr, schenkte ihnen das Leben.“ (Sprüche 22,2)

8 Bei einem Volontariat geht man oft von einem reichen Land in ein ärmeres, um dort developmentpolitisch, missionarisch oder ökologisch tätig zu sein. Nach neun Monaten Argentinien fühle ich mich zwar reich an Erfahrungen, und auch unser Lebensstandard ist hier in Deutschland höher, jedoch kann ich nicht behaupten, dass die Menschen, die ich dort getroffen habe, wirklich arm sind. Vielleicht teilweise materiell, aber auf jeden Fall nicht an Lebensfreude, -leichtigkeit, und in der Art, wie Freundschaft und Gemeinschaft gelebt werden, sind die Argentinier uns doch in Einigem voraus.

Rückblickend würde wahrscheinlich auch ein Vergleich zwischen dem, was ich gelehrt und was ich gelernt habe, nicht wirklich fair ausfallen. Aber ehrlich gesagt, finde ich das nicht schlimm. Es ist etwas, was ich nicht nur für mein Volontariat

gebrauchen kann, sondern auch für mein geistliches Leben. Ist es nicht bei Gott oft ganz genauso? Wir haben bestimmte Vorstellungen, wie etwas funktionieren soll, und sie werden total umgekrempelt und in etwas Besseres verändert. Einmal zum Beispiel, haben wir während meiner Einsatzzeit im Kinderheim – meiner Arbeitsstelle in Argentinien – einen Kochkurs mit den 8- bis 10-Jährigen veranstaltet, in dem wir den Jungs ein paar einfache Rezepte beibringen wollten. Alexis, der Junge mit dem ich zusammen kochen wollte, beschloss aber sehr bald, mir seine Backkünste zeigen zu wollen, zauberte in kurzer Zeit köstliche Plätzchen und stellte damit mein langweiliges Rührrezept total in den Schatten.

Zu Anfang des Volontariats habe ich mir immer versucht einzureden, ich wäre auf einer Kinderreise, damit ich kein Heimweh habe. Eine Zeit lang



habe ich mir das auch geglaubt, und ich glaube es ist normal, dass man sich am Anfang fühlt wie im Urlaub, weil man das ja sonst auch oft ist, wenn man reist. Ein Volontariat ist kein Urlaub, und es ist auch nicht nur ein Projekt, an dem man teilnimmt.

Man lebt in einem anderen Land, man wohnt anders, isst anders, hört und spricht dauerhaft eine andere Sprache, verbringt seine Zeit mit anderen Menschen und sagt „zu Hause“ zu einem anderen Ort als zuvor. Auch die geistlichen Riten verändern sich: Man verschiebt womöglich die Zeit für seine Stille

Anfangs habe ich gedacht, das Volontariat würde mein Leben um 180° drehen.

Zeit, hat andere Leute im Hauskreis, und auch die Gottesdienste beinhalten wahrscheinlich auch nicht all die Dinge oder andere Elemente, als die, die man von seiner Gemeinde in Deutschland kennt. Als ich am Anfang auf Spanisch beten sollte, habe ich mehr oder weniger spaßhaft gesagt: „Mein Gott kann kein Spanisch“, was heißen soll, dass ich noch keinen Zugang dazu hatte, mit Gott auf Spanisch zu reden. Für mich sprach Gott deutsch oder noch höchstens englisch. Wenn ich jetzt wieder in meiner Gemeinde bin, singe oder bete ich sehr gerne auf Spanisch. Auch, weil es mich daran erinnert, wo Gott überall wirkt. Ich habe neue Erfahrungen mit Gott zusammen gesammelt, auf die wir zurückgreifen, und jetzt können wir beide Spanisch.

Komischerweise habe ich anfangs auch gedacht, das Volontariat würde mein Leben um 180° drehen. Vielleicht, weil das aus Erzählungen von Anderen auf mich so gewirkt hat, oder weil ich große Lust auf Veränderung hatte. Jetzt kann ich sagen, dass so eine vollkommene Umkreisung nicht stattgefunden hat und auch nicht nötig war. Ja, Gott hat ein paar Türen aufgemacht und auch welche zugemacht,

meinen Charakter geformt und ich bin weitergekommen, aber ich bin immer noch dieselbe. Als Christen neigen wir oft dazu, unser geistliches Leben im Alltag als horizontale Linie und auf geistlichen Freizeiten als starke Steigung zu sehen. Ich glaube auch, dass das teilweise durch unsere Erwartungen und die intensivere Beschäftigung mit dem Wort Gottes so ist. Andererseits merke ich, dass Gott tagtäglich an mir arbeitet und intensivere Zeit oft nur der letzte Schritt zu einer Entscheidung ist. So sind auch die Veränderungen während meines Volontariats nicht aus dem Nichts gekommen, sondern sind Höhepunkte einer längeren Vorarbeit. Trotzdem waren sie nötig und gut und genau so von Gott erdacht. Wie Höhepunkte das so an sich haben, geht es danach meistens, zumindest ein bisschen, bergab. Man nimmt sich wieder mehr Zeit für andere Dinge, hat vielleicht zu hohe Erwartungen an Freunde oder Gemeinde, oder fühlt sich nicht verstanden. Es ist aber die optimale Möglichkeit, die Veränderungen und Entscheidungen zu festigen, Eindrücke zu filtern und zu reflektieren und trotzdem nicht nur in Erinnerungen zu schweben, sondern vorwärts zu blicken, und damit meine ich mit dem Blick nach oben.

JUDIT GERASCH

Kinderheim „Norberto Haase“ in Alem
Finanzbedarf: 130.000 €
Projektnummer: 21190

BRASILIEN



EBM INTERNATIONAL hilft in Brasilien mit zwei Kinderheimen und vielen sozial-missionarischen Projekten. Mitarbeiter werden geschult, Evangelisations- und Gemeindegründungsarbeiten unterstützt.

Ein Arbeitseinsatz schafft Zuversicht

Während meiner Zeit in Brasilien war ich auch Teil der Jugendgruppe der Baptistengemeinde (IBASP) in São Paulo. Der dortige Jugendpastor hatte sich überlegt, mit der Gruppe

verstärkt missionarische Einsätze zu machen, und erkundigte sich bei seinem Vater, ebenfalls Pastor und Missionar, ob es ein Projekt in der Gegend gäbe, dass die Jugend-



In PEPE-Projekten können Kinder, die aus armen Familien kommen, an Vorschulprogrammen teilnehmen. Sie haben dann weniger Probleme bei der Einschulung und zeigen enormes Wachstum in zwischenmenschlichen Beziehungen. Durch die Anbindung an Gemeinden ist es oft möglich, auch die gesamte Familie mit sozialer Hilfe zu erreichen. MASA unterstützt in Lateinamerika viele dieser Projekte.

gruppe durch einen Einsatz unterstützen kann. Sein Vater dachte sofort an ein PEPE-Projekt in Guarujá. Zusammen mit seinem Vater fuhr er also das Projekt besuchen, um mit den Mitarbeitern vor Ort zu besprechen, wie ein Besuch der Jugendgruppe ablaufen und was für praktische Unterstützung geleistet werden könnte.

Ein paar Wochen später trafen wir uns mit der Jugend frühmorgens in der Gemeinde, beluden die Autos mit Farben, Pinseln und reichlich Süßigkeiten und Geschenken für die Kinder und machten uns auf den Weg in das anderthalb Stunden entfernte Guarujá. Wir würden im Laufe des Tages zunächst den Vorschulraum streichen und später ein Programm mit den Kindern gestalten. Außerdem sollte unsere Lobpreisgruppe im abendlichen Festgottesdienst spielen, in dem der Abschluss der letzten Vorschulklasse gefeiert werden sollte.

Im Projekt angekommen, begannen wir uns einen Überblick zu verschaffen, und nachdem wir die Möbel heraus geräumt hatten, war schnell klar, dass der Raum in deutlich schlechterem Zustand war, als vorher gedacht. Durch Schimmel kam an einer Wand so viel Putz herunter, dass regelrecht Löcher entstanden. Wir würden also noch spachteln müssen, und dafür war zum einen keine Zeit eingeplant, und zum anderen hatten wir gar nicht genügend Material dabei. Abgesehen davon, dass die verputzten Stellen auch

gar nicht trocknen würden vor dem Streichen. Wir ließen unsere Motivation dadurch aber nicht trüben und machten uns so gut wie eben möglich an die Arbeit. Der Vater unseres Jugendpastors konnte im Ort auch Spachtelmasse und noch mehr Farbe auftreiben, und wir arbeiteten dann bis zum Abend durch. Für das Kinderprogramm am Nachmittag teilten wir uns auf, damit einige weiter streichen konnten, und so waren wir dann tatsächlich bis zum Gottesdienst fertig. Es war sogar noch Zeit, eine Kleinigkeit zu essen, bevor sich die Gemeinde mit Kindern des Vorschulprojektes und ihren Familien langsam füllte.

Der Gottesdienst war wirklich sehr schön und fröhlich. Unsere Band leitete den Lobpreis und unser Jugendpastor hielt die Predigt. Später kamen die Kinder der letzten Vorschulklasse nach vorne und sangen ein paar Lieder und wir verteilten unsere mitgebrachten Geschenke. Zum Abschluss beteten wir dann alle zusammen für die Kinder und ihre Familien. Wir feierten noch einen Moment zusammen mit den Familien, bevor wir unsere Sachen packten, um die Heimreise anzutreten. Nach dem langen Tag waren wir dann doch müde und kaputt.

Bevor wir in die Autos stiegen, rief uns unser Jugendpastor noch einmal zusammen, er wolle uns noch etwas erzählen. Die beiden Frauen, die die Arbeit im PEPE-Projekt leiten, hatten ihm erzählt, dass sie vor ein paar



Wochen so niedergeschlagen und demotiviert waren, dass sie überlegt hatten, das Projekt zu schließen. Die Arbeit mit den Kindern und vor allem mit ihren Familien war so schwierig geworden, dass sie keine Kraft mehr hatten weiter zu machen. Sie glaubten aber trotzdem daran, dass es Gottes Arbeit war, und beendeten ihre Sitzung mit einem Gebet, in dem sie Gott sagten, dass sie mit der Arbeit aufhören würden, wenn er ihnen nicht eindeutig zeigte, dass sie weitermachen sollten.

Einen Tag später kamen unserer Jugendpastor und sein Vater vorbei und erklärten, dass sie gerne mit

einer Jugendgruppe kommen würden, und fragten, was sie tun könnten, um das Projekt zu unterstützen. Lange bevor sie überhaupt das Gebet gesprochen hatten, hatte Gott also schon einen Plan und schickte unseren Pastor auf den Weg. Ihre Freude über Gottes Handeln war riesengroß, und durch unseren Einsatz gestärkt, waren sie zuversichtlich für das nächste Jahr.

Wir waren alle sehr berührt, dieses Zeugnis zu hören, und erstaunt über Gottes Wirken. Wir hatten zwar auch viel Spaß an diesem Tag, aber vor allem war es anstrengend und streckenweise sogar frustrierend, als Dinge nicht klappten und wir



arbeiteten, aber der Raum trotzdem nicht schöner wurde. (Nach dem Streichen klebten wir große schwarze Punkte auf alle Löcher und hässliche Stellen.) Wenn ich jetzt im Nachhinein an diesen Tag zurückdenke, kann ich sagen, dass wir wirklich die „Tongefäße“ waren, von denen Paulus in 2. Korinther 4, 7 schreibt. Mit allem, was wir hatten und menschlich tun konnten, haben wir uns Gott zur Verfügung gestellt, und er hat uns erfüllt, durch uns gewirkt und damit das Gebet

der Mitarbeiter erhört. Ich konnte darüber einfach nur staunen und ihm dankbar sein, dass wir bei seiner Arbeit dabei sein durften.

OLIVER STOCK

PEPE

Finanzbedarf: 33.000 €

Projektnummer: 23020

KUBA

Kriminalität, Drogen, Armut, der wirtschaftliche Zusammenbruch des Landes – die Menschen leiden und blicken in eine perspektivlose Zukunft. Das Evangelium dringt aber zu vielen durch. Hunderte erleben Rettung und Befreiung von okkulten Belastungen. Die Gemeinden sind im Aufbruch, neue Hausgemeinden entstehen. EBM INTERNATIONAL unterstützt die Missionsarbeiten.

Getragen, gestärkt, befähigt

Woran denkt man, wenn man den Begriff „Kuba“ hört? Welche Bilder kommen einem vor Augen? Die karibischen Strände? Zigarren und Rum? Salsa-Tänzer, die mit bunten Kostümen zu einer Live-Band tanzen, oder vielleicht Fidel Castro?

Als ich vor ein bis zwei Jahren an Kuba dachte, hatte ich immer Bilder der EBM-Projekte vor Augen. Mein Papa hatte mir schon viele Bilder von ihnen gezeigt, und ich wurde von dieser Leidenschaft zu dieser Arbeit angesteckt. Leidenschaft



für Mission und Bewunderung für Missionare habe ich schon seit vielen Jahren gespürt. Ich wollte Gott auch für ein Jahr in einem anderen Land dienen, aber Kuba war leider nie eine Option, da man als Volontär für Kuba kein Visum bekommt. Gott hatte aber seinen eigenen Plan für mein Leben, und diese Schwierigkeiten haben ihn alle nicht aufgehalten. Und nun war es soweit, mein Visum war gesichert, mein Ticket gekauft, die Koffer gepackt, und ich hatte keine Ahnung, welche Erfahrungen mich auf Kuba erwarteten.

Diese Hoffnungslosigkeit zu sehen, hat mich stark mitgenommen, und ich fühlte mich oft machtlos dagegen.

deren Seite wollte ich die Leute, mit denen ich arbeitete, zum Beispiel die Mädchen des Sportprojektes, in ihrer Realität verstehen und mich gerade deshalb damit auseinander setzen. Ich wollte lernen, was das alles bedeutete, was sie glaubten, und wieso.

Die Kubaner haben oft viele verschiedene Götter der afrikanischen Kulte, die aufgrund des starken Synkretismus auf Kuba als Stein oder als eine Heiligenfigur des Katholizismus dargestellt werden. Die



16

Man taucht in eine komplett neue Kultur ein, die dich faszinieren, aber auch überwältigen kann. Etwas, was mich auf Kuba sehr beeindruckt hat, war der von den meisten Kubanern praktizierte afrokubanische Okkultismus. Diese okkulten Praktiken werden alltäglich und überall ausgeführt, und das war für mich am Anfang ein Schock. Einerseits war es für mich unangenehm und ich wollte mich davon fern halten, auf der an-



17

Leute machen mit diesen Geistern oder Göttern alle möglichen Pakte, meistens aus Angst vor Bestrafung, opfern ihnen Essen oder Tiere und machen Feiern für sie. Meine Nachbarn hatten oft solche Feste, und das fand ich am Anfang ziemlich gruselig, weil mir bewusst war, wie stark Satan diese Menschen durch diese Praktiken fesselte. Ich konnte von meinem Zimmer aus sehen, wie sie trommelten und für ihre Götter Lieder sangen.

Der andere Nachbar spielte morgens oft seine Geige, um seinen Gott zu wecken. Unser dritter Nachbar, vor uns, hat regelmäßig Ziegen geopfert, und nicht nur einmal bin ich an Ziegenköpfen vorbeigelaufen, die am Straßenrand lagen, oder über Blutpfützen getreten.

Diese Hoffnungslosigkeit zu sehen, hat mich stark mitgenommen, und ich fühlte mich oft machtlos dagegen. Es brach mir das Herz zu sehen, wie Eltern ihre kleinen Kinder schon in die Praktiken einführten.

Einige der Mädchen, die ich im Sportprojekt betreute, hatten Armbänder, die für bestimmte Pakte mit den Göttern standen. Eine von ihnen erzählte, dass sie mal krank war als kleines Kind und durch diesen Pakt geheilt wurde. Eine andere meinte, sie ist in dieser Religion, weil es eine Familiensache ist. Es war einfach immer schon so gewesen, und sie mag es.

Diese Realität wurde zu meinem Alltag, und ich musste mich damit auseinander setzen, wenn ich das



Vertrauen von diesen Mädchen gewinnen wollte. Die Herausforderung für mich war es, bei Unterhaltungen und Andachten, ihnen zu helfen zu verstehen, was Jesus für sie getan hat und wovon er sie befreien wollte. Konnte ich in neun Monaten in die Kultur so gut hineinkommen, dass ich ihre Denkweise verstehe? Wie konnte ich ihnen helfen zu sehen, dass sie nicht in Angst leben müssen? Diese Mädchen wachsen mit diesem Okkultismus und Aberglauben auf und kennen nichts anderes. Und das schlimmste für mich war, dass sie ganz oft auch nichts anderes wollten. Sie entscheiden sich oft gegen Jesus. Aber Gott sei Dank habe ich nicht nur die dunklen Seiten der Geschichte erlebt, sondern auch, wie durch Jesus Christus

Veränderung geschieht. Und durch Jesus Christus allein. In unserer Gemeinde konnten wir so sichtbar erleben, wie Jesus diese Leute von allem frei machte und sie zu komplett neuen Menschen machte. Als ich Zeugnisse von Menschen hörte, die davor im Okkultismus waren und sich für ein Leben mit Jesus entschieden hatten, konnte ich nur über Gottes Macht staunen.

Texte wie „Er hat mich gesandt mit dem Auftrag (...), den Gefangenen zu verkünden, dass sie frei sein sollen, und den Blinden, dass sie sehen werden, den Unterdrückten die Freiheit zu bringen, (...)“ Lukas 4:18-19, oder „Wenn jemand zu Christus gehört, ist er eine neue Schöpfung. Das Alte ist vergangen; etwas ganz

Neues hat begonnen!“ 2. Korinther 5, 17-18 bekamen plötzlich eine neue Bedeutung für mich.

Auch in den Bibelclubs für Kinder, was eine andere meiner Aufgaben war, konnte ich sehen, wie das Evangelium und die Liebe Gottes diese kleinen Kinder beeinflussten. Mit meiner Arbeit wollte ich den Samen pflanzen und bete, dass so viel wie möglich davon auf guten Boden gefallen ist. Einige Früchte konnte ich schon sehen, aber andere werde ich wahrscheinlich nie sehen.

In meiner Zeit auf Kuba habe ich gegeben und bekommen. Mit jeder Begegnung und mit jeder Erfahrung bin ich gewachsen. Ich habe viele Menschen kennengelernt, die mir zu Vorbildern wurden, viele Freundschaften geschlossen, die meine Zeit auf Kuba besonders schön gemacht haben. Die Christen auf Kuba haben mich auf so unterschiedliche Weise inspiriert. Ich habe Leute kennengelernt, die so viel Liebe für ihre Nächsten in sich hatten und immer so offen waren, dass sie Zeit und Materielles teilten, und daran

erkannte ich ihr Vertrauen zu Gott. Leute, deren ganze Freude von Gott kommt und die sie an jeden weitergeben möchten.

Menschen, die sich mit so viel Leidenschaft einbringen und hart arbeiten, damit das Evangelium verbreitet wird. Christen, die viel beten und so viel Bibelkenntnis haben. Man kann seit mehreren Jahren eine echte Erweckung Gottes in Kuba erkennen, und diese Leute haben ihren Auftrag darin gut erkannt.

In meinem Volontariatsjahr hat Gott mich gestärkt und befähigt, er hat mich näher zu sich gebracht und sich immer treu bewiesen. Er ist der Grund, wieso ich dort war, und er hat mich auch in dieser Zeit hindurch getragen. Ihm sei alle Ehre.

STEPHANIE C. P. WALDOW

Bibelclubs in Havanna und sozial-missionarische Sportarbeit

Finanzbedarf: 9.800 €

Projektnummer: 26500

Gott ist der Grund, wieso ich dort war, und er hat mich auch in dieser Zeit hindurch getragen.



INDIEN

EBM INTERNATIONAL engagiert sich in Indien in Notspeisungsprogrammen, Kinderheimen, bei Gemeindegründungsarbeiten, in Augenrettungsarbeiten und allgemeinmedizinischer Arbeit, Schule und Berufsausbildung, Aussätzigenhilfe sowie in der Katastrophenhilfe.

Hilaritas, die heitere Schwester der Gelassenheit

„Wulle Boggadi“ ist ein Spiel, das keinen Sinn ergibt.

Auf dem Boden ist ein großer Kreis gezogen, der eifersüchtig von der „Mutter“ verteidigt wird. Alle anderen Mitspieler, die „Kinder“, stehen darum herum und werden nach und nach von der „Mutter“ in den Kreis gezerrt. Nachdem irgendwann auch die letzten „Kinder“ von der „Mutter“ und den bereits gefangenen „Kindern“ geschnappt wurden, stehen alle im Kreis und das Spiel ist vorbei. Es gibt weder Sieger noch Verlierer, das Ende ist immer dasselbe. Dieses Spiel ergibt keinen Sinn, die Regeln sind nicht klar definiert. Es gibt überhaupt keine Hoffnung, der Mutter zu entkommen, am Ende stehen alle im Kreis, jedes Mal, immer wieder.

Meine Arbeit hier macht keinen Sinn.

Ich stehe jeden Morgen viel zu früh auf, um verschlafenen, frierenden Kindern ein bisschen Englisch beizubringen. Das Niveau ihrer momentanen Sprachkenntnisse ist mehr als unzureichend. Es dauert Stunden,

bis wir ihnen die Eigenheiten dieser Sprache einigermaßen begreiflich gemacht haben und kaum sind zwei Tage um, müssen wir den Kampf gegen die Kommunikationsprobleme erneut aufnehmen. Fragen wir, wie der Englischunterricht in der Schule war, hören wir zu oft, das der Lehrer nicht gekommen ist oder geschlafen und gegessen hat, anstatt zu unterrichten. Die Lehrmaterialien sind fehlerhaft und dem Niveau der Kinder völlig unangemessen. Viele Texte sind lebensfern und viel zu schwer, als dass die Kinder sie verstehen könnten. Die Arbeiten bestehen aus reiner Reproduktion von vorher verteilten Antworten auf vorgegebene Fragen. Kreativität ist weder erfordert, noch gewünscht.

Vor dem Hintergrund dieser ernüchternden Realität erzählen uns immer wieder Kinder von ihren Träumen. Doktor, Anwalt, Wissenschaftler – eine strahlende Zukunft schwebt ihnen vor, so strahlend wie die Sterne am Nachthimmel und genauso unerreichbar.

Unsere Arbeit ergibt keinen Sinn, unsere Aufgabe ist nicht klar definiert. Es kann keine Sieger geben. Am Ende stehen alle auf dem Boden der Tatsachen. Es gibt keine Hoffnung ihm zu entkommen.

„Wulle Boggadi“ hat einen Anfang und ein Ende, genauso wie die Leben der Kinder aus Träumen und Wirklichkeit bestehen. Wir können außen stehen und den vielversprechenden Anfang betrachten, träumen, von dem was sein kann; und dann können wir das Ende betrachten, sehen, was tatsächlich ist – und aufgeben, verstehen und hoffen zu wollen.

„Wulle Boggadi“ besteht aber nicht nur aus Anfang und Ende. Das Leben besteht nicht nur aus Träumen und Tatsachen.

„Wulle Boggadi“ ist ein Spiel voller Sinn.

Auf dem Boden ist ein Kreis gezogen, der mit ganzem Einsatz von einem Kind verteidigt wird. Alle anderen Mitspieler hüpfen kreisförmig darum herum und werden nach und nach in den Kreis gezogen. Am Ende hängen alle bereits gefangenen Kinder an mir, der übrig Gebliebenen, und ziehen mich mit vereinten Kräften in den Kreis. Ich stemme meine Füße in den staubigen Boden, weiß nicht, wie mir geschieht und bin plötzlich im Kreis. Die „Mutter“ schlägt mich triumphierend ab und alle lachen und jubeln und sind völlig am Ende. Wir liegen uns in den Armen, ein großer Knoten voller Schwestern.

Wir stehen alle im Kreis und das Spiel ist vorbei, bis es wieder von vorne beginnt.





Es gibt keine Sieger, aber auch keine Verlierer, alle Kinder kommen zur Mutter, jedes einzelne, einzigartige Mal. Das Wieso und Weshalb ist nicht wichtig, feste Regeln werden nicht gebraucht. Alles, was du brauchst, ist Mut zum Getümmel, sei einfach da, lass dich mitziehen vom Gelächter und sei nicht zimperlich, selbst zuzupacken und deine Mitstreiter solange vor dem Kreis zu retten wie möglich. Vergiss die Kleidung, die zerreißen oder fleckig werden könnte, vergiss die schmerzenden Füße, wenn du barfuß über den steinigen Boden rennst, sei einfach da, heiter und gelassen. Und erlebe deine Sinne, ohne lang den Sinn zu suchen, der dir Anfang und Ende erklären kann. Sei da, mitten-drin, immer wieder von neuem.

Sei da! – Ein Imperativ nicht ohne Grund, denn ich muss es mir immer wieder sagen, immer wieder. Sei heiter gelassen. Fühle mit allen Sinnen. Sei da. Jeden Tag, immer wieder. Auch wenn einfach nur da zu sein, manchmal das Schwerste ist, was ich leisten kann.

Da sein, Schwester sein. Nicht umsonst ist das Schwerste ein Anagramm der heiteren Schwester, die eine Schwester bleibt, unwichtig weshalb, wieso, warum.

hilaritas (lat.) – heitere Gelassenheit

ANNA-KATHERINA KRAUSE

Ein Charlie Chaplin für Narnia

Es ist Mittwochabend, die Sonne steht schon tief über dem von Palmen gezierten Horizont. Die Study Hall ist leer, die Bänke unter die Tische gerückt. Die Wäsche wurde von ihrer Leine genommen, der Besen steht in der Ecke und liegt nicht auf dem Boden, es ist ruhig – Ausnahmesituation. Fast schon könnte man denken, die Kinder wären heute nicht da gewesen,

hätten kein Chaos angerichtet und wären ihren weißen Schwestern nicht auf der Nase herumgetanzt. Aber nein, da liegen noch die Mal-sachen und ein Haufen Anspitzer-müll herum – es wäre ja auch zu schön gewesen.

Während die weißen Schwestern seufzend, aber mit einem Schmunzeln im Gesicht die letzten Cha-





ossuren beseitigen, huscht ein Schatten im hellgelben Salwa in die Study Hall und linst auf die Uhr. Die Zeiger scheinen sich heute noch langsamer zu bewegen als sonst. Nach einem fragenden Blick kommt die quälende Antwort: Wir müssen warten, bis der Anruf kommt. Der kommt aber nicht – warum auch, wir sind in Indien. Als ich die Treppe auf den Hof runtergehe, sehe ich gerade noch, wie unsere Kinder in einer Reihe fein geordnet, aber mit aufgeregten Schritten Richtung Kirche gehen. Ich muss lachen. Schon den ganzen Nachmittag wurde ich von allen Seiten aufgereggt gefragt: „Cartoon sister? Tomorrow – äh, evening, evening? Comic, sister?“ oder „Your picture, sister,

today?“ Ja, heute wird ein Film angeschaut – es ist das Ende der Midterm-Exams und eine Überraschung von uns an die Kinder, eine absolute Ausnahme, die einiges hin und her gebraucht, mindestens eine Person furchtbar verärgert, aber 60 Kinder überglücklich gemacht hat.

Schon sitzen alle im Obergeschoß der Kirche und schauen gespannt auf die Leinwand, auf der der Vorspann des Films schon seit einigen Minuten immer und immer wieder abgespielt wird – egal, Hauptsache, es bewegt sich. Nach einigen technischen Schwierigkeiten geht es los, noch einige leuchtende Blicke zu den „Sisters“, die sich mit in die Reihen gesetzt haben und der

Film beginnt: Narnia, dritter Teil. Ich habe noch nie erlebt, dass mich 90 Minuten Film auf diese Art so beschenkt haben. Dabei ging es gar nicht um den Film, von dem hab ich fast nichts mitbekommen. Ich war froh, dass der englische Untertitel eingeschaltet war, denn die Lautstärke im Raum war beeindruckend. Es wurde gelacht, geklatscht, fröhlich geschnabbelt, geschrien, sich aneinander festgeklammert und aufgereggt ausgetauscht, was gerade passiert.

Einige der Kinder, die ein bisschen Englisch verstehen, hielten den Kreis um sich auf dem Laufenden, was gerade passierte. Begeisterte „Wows“ beim Drachen, hundert offene Münder und der Ausruf „Star! beautiful“. Erstaunte „Ohs!“ und „Ahs“ bei einem Meer aus Lotusblüten – der Blume Indiens. Übertreffen konnte im ganzen Film aber niemand den einen, der alle zum Lachen brachte: „Eustace“ – von mir auch „Der indische Charlie Chaplin“ getauft – ein weißer Tollpatsch, der sein Gesicht zu Grimassen verzieht, eine Stimme hat, die zwei Oktaven höher rutscht, wenn er sich aufregt

Brüder wie Freunde

„Brüder wie Freunde“, ein Kinderbuch von Klaus Kordon, erzählt die Geschichte einer Freundschaft zwischen zwei Brüdern in der Nachkriegszeit in Berlin. Ich habe hier auch zwei Brüder wie Freunde, oder eher Freunde wie Brüder, denn nennen tun sie sich „Annea“ – großer Bruder oder „Tamudu“ – kleiner

und ganz klar die Witzfigur des Films ist – Narnias Tramp, wenn man so will. Es brauchte kein Verständnis der Worte, kein Erfassen der Sätze – kaum war Eustace im Bild lagen die Kinder vor Lachen auf dem Boden, kreischten und waren aus dem Häuschen vor Faszination und Freude. Auch ich habe gelacht, über die Freude dieser Kinder.

Noch Tage später kam freudestrahlendes „Thank you, sister“ oder „Movie super, sister“ auf mich zu. Es hat mich fasziniert, wie viel ein paar Bilder doch ausmachen können. Natürlich kann man aus dem Film noch viel mehr nehmen, als nur diese, aber sie erzählen eine ganz eigene Geschichte. An diesem Abend war es eine Stimmung der Freude und Aufgeregtheit, der Faszination und Angst, Neugier und Überraschung. Ich bin dankbar für das Geschenk, dass mir diese Kinder gemacht haben, und dafür, teilhaben zu dürfen an all diesen wunderbaren Geschichten – in Bild, Ton oder Schrift – ein Schatz, der an jedem Ort der Welt seine Zuhörer findet. Auf ganz eigene Art und Weise.

Bruder. Eine Freundschaft, die mich immer wieder rührt – zwischen zwei meiner liebsten „kleinen Brüder“.

Da ist der kleine Bruder, der weder richtig lesen noch schreiben kann, der außer „go to the“ und eine Handvoll Nomen, die er hinten dran hängt, kein Englisch versteht. Der



mir jeden Tag auf's neue zeigt, wie er Springseil springen kann, der mit mir Frisbee spielen möchte, der meine gebastelten Sterne behalten und nach jeder Stunde meine Hand schütteln möchte. Manchmal erinnert er mich an

die rumänischen
Rosen-
ver-

Ich bin dankbar für das Geschenk, dass mir diese Kinder gemacht haben.

käufer – „armer Schlucker“ würde man ihn vielleicht mal nennen. Jemand, der jedes krumme Ding mitmacht, aber seine Freunde nie im Stich lassen würde, der dich mit Lachen und Charme beschenkt. Und der mit seinem Blick jeden dazu bringt, eine Rose zu kaufen.

Und dann ist da der große Bruder, der ein bisschen Englisch kann. Der es immer allen recht machen möchte. Der lieb ist und sich freut, mich zu sehen. Der freiwillig die Zimmer aller Jungs putzen würde, wenn ich – die große Schwester – die Zimmer kontrolliere und was zu

meckern finde. Der über das ganze Gesicht strahlt, wenn er mich sieht. Der große Bruder, der dem kleinen Bruder die englischen Sätze vorsagt, damit er sich auch mal melden kann. Der große Bruder, der übersetzt, wenn auch mit Händen und Füßen, damit der kleine Bruder sich mit der großen Schwester unterhalten kann. Der große Bruder, der seinen kleinen Bruder die Aufgaben abschreiben lässt. Der ihn an die Hand nimmt und sagt: „Ich gehe mit dir“. Der große Bruder, der selber noch ein kleiner Junge ist, vielleicht sogar kleiner, als sein kleiner Bruder.

Zwei Freunde wie Brüder, die mich immer wieder rühren. Bei denen es mir schwer fällt, böse zu sein. Bei denen es mich schmerzt, nicht helfen zu können, nicht die gleiche Sprache zu sprechen. Nicht zu verstehen, warum. Zwei Brüder wie Freunde – Freunde wie Brüder.

MAREILE GNEP

Kinderheim „Asha Kiran“ in Gotlam
(Andhra Pradesh)

Finanzbedarf: 16.000 €

Projektnummer: 81302



AFRIKA

Eine Schulausbildung, wie in Malabo oder Evinayong, entscheidet sehr oft, ob und welche Zukunft ein Kind hat, ob es sein Leben verantwortlich und eigenständig gestalten und entwickeln kann.

Als Volontärin in Äquatorialguinea

„Meine Gedanken, sagt der HERR, sind nicht zu messen an euren Gedanken und meine Möglichkeiten nicht an euren Möglichkeiten. So hoch der Himmel über der Erde ist, so weit reichen meine Gedanken hinaus über alles, was ihr euch ausdenkt, und so weit übertreffen meine Möglichkeiten alles, was ihr für möglich haltet.“ (Jesaja 55, 8-9)

Von klein auf haben wir alle unsere Träume und Vorstellungen. Es gibt Dinge und Emotionen, die Wünsche in uns wachsen lassen. Wünsche, die weit über dem liegen, was wir erreichen können. Ich habe schon früh angefangen von der Mission zu träumen, über Mission zu lesen und Fragen zu stellen. Aber wie so oft war es nur ein Traum. Ich habe Gott gedient und gearbeitet, aber bin doch meine eigenen Wege gegangen.

Heute bin ich in Äquatorialguinea als Volontärin und diene dem Herrn in der Mission. Seit ich hier bin, kann ich bestätigen, dass die Wege des Herrn für uns viel weiter gehen, als

das, was wir uns vorstellen oder verstehen können.

Äquatorialguinea ist ein kleines Land im Vergleich zu den anderen Ländern in Afrika, aber sein großer Reichtum liegt in seiner Landschaft, seiner Erde, den Menschen und allem, was es als Land ausmacht. Als ich hier ankam, hat mich alles überwältigt: Alles war neu. Es hat mir gefallen, die Kultur zu erleben, Unterschiede zu entdecken, neues Essen auszuprobieren, das ich nie vorher gesehen hatte und alles erfragen zu müssen. An vielen Stellen hat es mich auch sehr herausgefordert: Jeden Morgen, wenn ich aufstehe, frage ich mich, welche Überraschungen ich heute entdecken werde. In allem können wir die beeindruckende Hand Gottes sehen, die uns in jedem Moment begleitet und beschützt.

Die Mission hier hat zwei Schulen: Eine befindet sich im kleinen Dorf Evinayong. Diese Schule ist aus Holzbrettern gebaut und liegt mitten im Grünen. Es gibt viel Platz für die Kinder zum Spielen und Rennen.



Jeden Tag bekommen die Kinder einen Teller Essen und ein Glas Milch.

Ich arbeite in der anderen Schule „El Buen Pastor – Der Gute Hirte“. Sie befindet sich in der Hauptstadt des Landes, Malabo, auf der Insel Bioko. Diese Schule hat nicht so viel Platz, sondern ist im Zentrum der Stadt - umgeben von Lärm und Autos. Sie ist mit 700 Schülern viel größer.

Der Arbeitsrhythmus hier ist hart und es ist schwierig ein wenig Ruhe und Frieden zu finden, der manchmal so nötig ist. Aber trotzdem: Von dem Moment an, wo du morgens deine Augen aufmachst kannst du den Segen von Gott überall sehen. Wenn ich mich in etwas in Äquatorialguinea verliebt habe, dann sind es die Kinder. Sie wirken ernst, doch immer wieder kommt ein alles veränderndes Lächeln zum Vorschein. Wenn du dich ihnen näherst, dann rennen sie auf dich zu, um dich zu umarmen oder dir die Hand zur Be-

grüßung entgegen zu strecken. Der Tag fängt immer mit diesem breiten Lächeln an und wenn du dir vorstellst, welche schwierigen Lebensgeschichten oft hinter diesem Lächeln stecken, dann sind es diese kleinen Begrüßungen, die dich selbst zum Lachen bringen.

Wenn die Allerkleinsten ihre Klassen beenden, dann kommen die Großen in ihren weißen Polo-Shirts, voll mit Träumen und Illusionen, die sie zum Studieren antreiben, obwohl ihr Umfeld so schwierig ist. Viele haben zuhause kein Licht und machen mitten auf der Hauptstraße unter der Laterne ihre Aufgaben. Besonders die Mädchen tragen zuhause viel Verantwortung für die Familie und trotzdem motivieren sie sich tagein tagaus zum Lernen. Wenn ich sie reden höre über die vielen Dinge, die sie in ihrem Leben zu bewältigen haben, frage ich mich, wie ich ihnen helfen kann. Dann erinnere ich mich, wie Gott selbst mich in meinem eigenen Leben, bei den Entscheidungen die ich zu treffen hatte, daran erinnert hat, dass seine Gedanken und auch seine Wege für mich viel besser sind als ich es mir je vorstellen könnte. Und dann wird mir klar, was ich diesen Kindern bieten kann: Es gibt einen Gott, der sie liebt, der alles für sie tut und trotz aller Schwierigkeiten in ihrem Leben zur Seite steht. Jedes Mal, wenn ich meinen Unterricht anfangen, bitten sie mich für sie zu beten, und ich kann sehen, wie Gott sie segnet und



wie sehr sie schon wissen, dass der Segen Gottes das Beste ist, was ihnen passieren kann. Da gibt es Niemanden, der nicht genau weiß, dass jeder Tag ein Geschenk Gottes ist, wofür man dankbar sein muss. Besonders hier, wo der Tod schon im Leben der ganz Kleinen so normal ist.

Die Mission hier hat auch drei Gemeinden und zwei Missionsstationen. Die Menschen begegnen mir liebevoll und großzügig mit den Dingen, die sie geben können. Der Gottesdienst ist jeden Sonntag ein Fest mit Lob und Tanz. Selbst die Kollekte wird von Freude begleitet, weil uns schließlich Gott mit dem beschenkt hat, was wir teilen dürfen, egal ob es viel oder wenig ist.

Wir in Deutschland denken immer, wenn uns materiell etwas fehlt, müssten wir Gott als erstes darum bitten. Doch wie viel mehr können wir ihm jedes Mal dafür dankbar sein, wenn wir den Hahn öffnen und Wasser heraus kommt, wir bei Dunkelheit Licht anmachen können und unsere Teller voll mit Essen sind. Wir sollten das alles viel mehr wertschätzen, weil es wirklich nicht selbstverständlich ist.

Ich weiß noch nicht, was der Herr in der Zukunft für mich bereithält, auch wenn ich es gerne wüsste. Aber ich bin mir sicher, dass er das Beste mit mir vorhat. Und eines weiß ich ganz sicher: Was ich in der Mission gelernt habe, wie Gott in meinem Herzen gearbeitet hat, veränderte



Dinge in meinem Leben, die sich ändern mussten und dafür bin ich ihm dankbar. Heute kann ich mit Gewissheit sagen, dass Mission – egal ob hier in Afrika oder in deiner eigenen Gemeinde – immer mit Liebe geschehen muss. Womit auch immer du den Menschen dienst, welche Opfer du bringst, wie viel auch immer du betest: Wenn es nicht aus

Liebe zu den Menschen geschieht, dann ist es wertlos. Das ist die große Lektion die Gott uns lehrt.

MARTA NOMBELA

Schule „El Buen Pastor“ in Malabo
Finanzbedarf: 55.000 €
Projektnummer: 50201

KAMERUN

In Kamerun werden von EBM INTERNATIONAL mehrere Schulen gefördert, sowie Pastoren und Evangelisten ausgebildet. Außerdem unterstützt EBM INTERNATIONAL viele medizinische Einrichtungen und technische Zentren.

Mein Doppel-Zwillingstag oder Das Privileg, zu sein

„Mi saani ma“ –
Ich grüße dich.
„A waali jam na?“ –
Hast du gut geschlafen?

Dies sind die Redewendungen, mit denen ein Arbeitstag in der Provinz Extrême-Nord in Kamerun normalerweise beginnt.

Doch der 8. Oktober 2012 bot nicht viel Zeit für einen Beweis meiner aufkeimenden Fulfulde-Kenntnisse. Ein Monat war vergangen, seit ich nach Mokong gekommen war, um als Volontärin in der Entbindungsstation des Dorfes zu arbeiten.

Als ich an diesem Morgen meinen Arbeitsplatz betreten wollte, stand da ein Bollerwagen, mitten im Eingang. In ihm saßen zwei Frauen, die eine im Schoß der anderen. Als meine einheimische Kollegin eilig eine Schere und zwei Klemmen aus dem Kreißsaal holte, bemerkte ich das Neugeborene, welches nur von einem dünnen Tuch bedeckt war. Meine Arbeitskollegin trennte die Nabelschnur, dann wurde die junge

Frau in die Entbindungsstation getragen.

Im nächsten Moment verstand ich, warum genau sie hierher gekommen war: Ein weiterer kleiner Arm hatte sich seinen Weg aus der Gebärmutter gebahnt. „Zwillinge.“ Sofort schoss mir auch ein anderer Gedanke durch den Kopf: „Lebt das Zweite noch?“ Dem Fulfulde-Französisch-Mix meiner Kollegen konnte ich nicht folgen und ich traute mich auch nicht zu fragen, da jeder in Eile schien. Es war offensichtlich, dass die Patientin ins naheste Krankenhaus gebracht werden musste. „Das naheste“, das bedeutete 40 Kilometer auf unebenen Feldwegen, den Zustand der Frau nicht zu vergessen. Wer weiß, was für einen Weg sie schon in dem Bollerwagen zurückgelegt hatte. Dennoch, nur dort gab es einen Operationstrakt und einen Arzt, der Kaiserschnitte durchführte.

Als meine wenigen Kollegen forteilten, um den Transport zu organisieren, entschied ich mich, bei der jungen Mutter zu bleiben. Da

ich ihre Sprache kaum beherrschte, brachte ich nur ein „Laleko!“ („Hab Mut!“) heraus, hielt ihre Hand und betete.

Ich hasste es, dort zu sitzen, unfähig die Startbedingungen im Leben ihrer Zwillinge zu verändern. Konnte ich sie wenigstens ermutigen?

Bald schon holte der Geländewagen unserer Krankenstation sie ab, und mit ihr die Zwillinge, ihren Ehemann und die Schwiegermutter. Ich habe sie nie wieder gesehen. Später erklärte mir mein Chef, dass das zweite Kind schon vor dem Aufbruch ins Krankenhaus gestorben war. Doch der Erstgeborene war am Leben. Nun zählte die Rettung der Mutter. Ich fragte mich, was für Perspektiven das Leben der Familie bieten würde.

Nicht einmal eine Stunde später erreichte eine weitere Hochschwangere unsere Entbindungsstation. Wieder versuchten Zwillinge in unsere Welt zu gelangen. Und wieder gab es Komplikationen. Das erste Baby befand sich in Steißlage. Dennoch erwog unser Hebammer keinen weiteren Krankentransport. Und tatsächlich: Auch ohne Kaiserschnitt war er erfolgreich. Die Erstgeborene, es war ein Mädchen, musste wiederbelebt werden. Doch später schienen beide in einem guten Gesundheitszustand zu sein.

Dieser „Doppel-Zwillingstag“, wie ich ihn nenne, muss als ganzer gesehen werden. Zum einen sagt er

einiges über die medizinische Situation im Norden Kameruns aus. Zum anderen spricht er über die Stärken und Schwächen meines Volontariats. Doch vor allem betrifft er das Privileg, zu sein.

Offensichtlich hatte die Mutter der ersten Zwillinge nicht geplant, in einer Entbindungsstation zu gebären. Auch die Vorsorgeuntersuchung, die unsere Institution anbot, hatte sie nicht wahrgenommen. Wahrscheinlich schien die finanzielle Situation ihre Familie die Ausgabe von bis zu 20 € nicht zu erlauben. Ob es möglich gewesen wäre, das Geld Monat für Monat anzusparen, kann ich nicht beurteilen. Auch nicht, inwieweit der Familie die Notwendigkeit dieser medizinischen Dienste bewusst war. Als plötzlich Komplikationen auftraten, wurden Entfernung und Transportmittel zu fatalen Problemen in einem Rennen gegen die Zeit. Für viele Familien in Kamerun wäre die Situation die gleiche gewesen. Doch immerhin hat sich die medizinische Infrastruktur während der letzten Jahrzehnte stark verbessert. Nur dadurch konnte wohl das Leben der jungen Frau gerettet werden, ebenso das der zweiten Familie.

Was mich betrifft, zeigen diese Notfälle deutlich, dass ich als Volontärin keine wirkliche Entwicklungshelferin war. Einmal abgesehen von der komplizierten Frage, wie nachhaltige Entwicklungshilfe überhaupt aussieht, ist klar: Ich war ein Laie. Ein absoluter Anfänger, was Sprach-



kenntnisse und Fachkompetenz betrifft. Trotzdem habe ich diese Erfahrung in meinem Tagebuch als das Gefühl beschrieben, gebraucht zu werden. Nicht unentbehrlich. Aber um meinen Kollegen dieses oder jenes Utensil zu reichen, um der Patientin Luft zuzufächern oder um ihre Hand zu halten.

Vor allem aber bringen mich die Geburtskomplikationen des 8. Oktober darüber ins Nachdenken, wie privilegiert ich bin. Privilegiert zu sein. Privilegiert, geboren zu sein.

In eine Familie, die mir ein Gefühl von Sicherheit gibt. In eine Gesellschaft, die mir tausend Möglichkeiten bietet. In eine Welt, die ich prägen kann.

Nur leere Worthülsen? Nein. Diese Hülsen sind voll von Erfahrungen. In Kamerun. In Deutschland. Sie bedeuten: Freude und Verantwortung.

JOHANNA JOY OBST

Medizinische Arbeit in Nordkamerun
Finanzbedarf: 25.000 €
Projektnummer: 51150

„... und, was hast du so gemacht?“

Es ist wohl normal, dass, wenn man 18 ist, gerade Abitur gemacht hat und das Leben losgeht, man immer wieder mit derselben Frage gelöchert wird: „Was willst du denn jetzt machen?“. Ich weiß, dass ich die erstaunten, skeptischen Blicke genossen habe, wenn ich antworten konnte: „Ich mache jetzt erst mal acht Monate ein Volontariat in einem kamerunischen Dorf.“

Für mich war klar, dass ich nicht gleich losstudieren wollte, sondern erst einmal etwas ganz anderes machen. Irgendwo hingehen, wo es ganz anders ist, als in Deutschland. Ich wollte aussteigen, aus unserer Konsumgesellschaft, zumindest für ein paar Monate. Mir selbst beweisen, dass ich das nicht brauche, die Fast-Food-Läden, die Luxusgüter, Fernseher... Einfach mal schauen, wie anders Menschen auch leben auf dieser Welt. Abenteuer erleben, an meine Grenzen gehen und mich verändern lassen.

Und das alles habe ich in Kamerun bekommen. Aber es war doch ganz anders, als ich erwartet habe. Ich glaube nicht, dass man sich wirklich auf so eine Erfahrung vorbereiten kann. Man muss sich einfach kopfüber hineinstürzen und Vertrauen haben, dass – egal wo man hinget – Gott auf einen aufpasst. Gott ist immer dabei, hört zu und versteht genau, was ich erlebe. Ihm brauche ich nichts zu erklären, denn

er kennt mich besser als ich mich selbst kenne.

Ich habe als Volontärin acht Monate in Mokolo an einer christlichen Schule Deutschunterricht gegeben und dort auf dem Schulgelände gewohnt. Den Unterricht vorzubereiten, vor der Klasse zu stehen und Klassenarbeiten zu korrigieren hat mir Spaß gemacht und war spannend. Anders als ich erwartet habe, waren auch mangelnde Hygiene, das Nichtvorhandensein von moderner Technik und geringere Auswahlmöglichkeit an Konsumgütern kein großes Problem für mich. Schnell habe ich mich daran gewöhnt und es genossen, einfach auf dem Markt das Gemüse der Saison zu kaufen, mir aus Stoffen traditionelle Kleider machen zu lassen und in der Zeit, in der ich sonst im Internet gewesen wäre oder Fernsehen geschaut hätte, zu lesen oder mit Leuten auf einer Matte zu sitzen und zu reden.

Die größte Herausforderung war für mich eine andere. Es war dieses Gefühl, allein zu sein. Allein in einer völlig anderen Kultur. In einer traditionellen Gesellschaft, mit einem zauberhaften Weltbild, voller guter Dämonen, böser Dämonen, in der die verstorbenen Ahnen, wenn man sie nicht ehrt, einem Unglück zufügen. Mit Menschen zu tun zu haben, die auf eine mir ganz fremde Art und Weise handeln und denk-

en. Zu lernen, bei Gesprächen auf diese Menschen einzugehen. Nicht über abstrakte Politik oder Reisen zu sprechen, sondern vielleicht eben über den aktuellen Tomatenpreis. Und trotzdem immer herauszustechen aus der Masse. Nicht über den Markt gehen zu können, ohne dass einen alle anschauen, Kinder „Nasara!“ („Weiße“) rufen, gezischt wird und man gut handeln muss, um nicht einen viel zu hohen Preis zu zahlen.

Diese ganz andere Behandlung: Auf Hochzeiten eingeladen zu werden,

Die größte Herausforderung war für mich dieses Gefühl, allein zu sein.





ganz nach vorne in die erste Reihe gesetzt zu werden, gebeten zu werden, mit aufs Hochzeitsfoto zu kommen, und das, obwohl man die Leute doch gar nicht richtig kennt. Ältere Leute stehen für einen auf und bieten einem den Stuhl an. Mir wird zugetraut, eigenverantwortlich den Deutschunterricht von zwei Klassen zu übernehmen, obwohl ich keinerlei Ausbildung in dem Bereich habe. Vor dem Volontariat habe ich gedacht, dass sich meine Aufgaben lediglich darauf beschränken würden, bei den Hausaufgaben oder der Aussprache zu helfen. Nun fand ich mich vor den gleichaltrigen Schülern wieder und musste mir Respekt verschaffen.

Diese besondere Behandlung ist natürlich auf die Geschichte Afrikas, auf die Geschichte Kameruns zurückzuführen und das Verhalten der Leute war respektvoll und positiv gemeint. Aber ich wollte mich doch von gleich zu gleich mit den Jugendlichen befreunden und als eine von ihnen gesehen werden. Ich bin in den Jugendchor der Gemeinde eingetreten. Doch auch hier wurde am Anfang nur sehr zurückhaltend und schüchtern mit mir geredet. Ich wurde mit großen Augen angeschaut, wenn ich mich auf eine der Holzbänke setzte, und hörte die Jugendlichen auf ihrer Muttersprache Fulfulde tuscheln. Trotzdem bin ich immer hingegangen, zweimal die Woche für mehrere Stunden. Ich habe mit dem

Jugendchor Weihnachtssterne gebastelt und die Kirche geschmückt, ich habe einige der Mädchen nach Hause zu mir eingeladen und mich zu ihren Familien mitnehmen lassen. Wir haben zusammen gesungen und getanzt. Mit der Zeit kam das Vertrauen.

Ein besonderes schönes Erlebnis war dann der Ausflug mit dem Jugendchor. Wir sind ein Wochenende in eine andere Stadt gefahren, haben dort übernachtet und einige Konzerte gegeben. Die Kirche war voller Menschen, Kinder, Jugendliche, alle waren sie zu unserem Konzert gekommen. Wir standen vorne in unseren einheitlichen, orangen Chorkleidern in Formation und tanzten den einfachen Tanzschritt zum eingängigen Rhythmus, lobten Gott, und alle tanzten und sangen mit. Es war so eine Freude in dem Raum. Keiner blieb sitzen, die Leute tanzten nach vorne, reihten sich in den Chor ein, und ich erlebte bei diesem Fest eine unglaubliche Gemeinschaft. Später legten wir dünne Leinenmatten draußen

unter den Sternenhimmel Afrikas, redeten, lachten und schliefen dann draußen ein. Hier hatte ich keine besondere Behandlung. Ich durfte wirklich hineinschauen in dieses so andere Leben von meinen Brüdern und Schwestern in Afrika.

Ich bin dankbar, für alles was ich gesehen und erlebt habe. Für die schönen Erinnerungen, aber auch für die einsamen und schwierigen Tage, an denen ich Gottes Nähe gespürt habe.

Und es macht mir immer noch Spaß, die erstaunten Gesichter zu sehen, wenn ich beim ständigen Smalltalk erzählen kann: "Ich habe für acht Monate in einem Dorf in Afrika gelebt, Heuschrecken gegessen, traditionelle Kleidung getragen sowie Unterricht gegeben. Und du so?"

ELISABETH DIENEL

College Protestant in Mokolo
Finanzbedarf: 15.000 €
Projektnummer: 51202

Mission heißt, in Menschen zu investieren

Wie jeden Montagmorgen versammeln sich die Schüler und Schülerinnen aller drei Ausbildungszweige vor den Klassenräumen am Vorplatz des Technischen Zentrums in Garoua (CTG). Die Verantwortlichen halten eine kurze Andacht, um die neue Woche gemeinsam mit Gott zu eröffnen. In Reih und Glied aufgestellt, hören die in einheitlichen Uniformen gekleideten Schüler aufmerksam zu. Neben einer technischen Ausbildung steht die Vermittlung der Guten Nachricht hier an erster Stelle. Danach beginnt ein abwechslungsreicher Unterricht, in dem neben Grundlagen die praktische Ausbildung im Vordergrund steht.

Die Mechaniker haben bereits ihre Arbeit aufgenommen. Durch die dünnen Wände höre ich deutlich, wie nebenan gesägt, geschweißt und geklopft wird. Neben speziellen Projekten oder Sonderaufträgen wird hier Autos, die in Deutschland wegen Totalschadens verschrottet werden würden, zu einem zweiten Leben verholfen. Ich arbeite im „Bloque administrative“, den ich mit sieben weiteren Mitarbeitern teile, und freue mich über ein Betriebsklima, wie es für jedes Unternehmen vorbildlich wäre. Nachdem jeder jeden ausführlich begrüßt hat, beginnt auch hier die Arbeit: die Verwaltung und Leitung des technischen Zentrums. Ich installiere „Second Hand“-Computer und

einen Server für eine neue technische Schule, die nicht weit vom CTG gerade errichtet wird. All diese Projekte werden von EBM INTERNATIONAL gemeinsam mit der UEBC (Union des Églises Baptistes du Cameroun) gefördert.

Als ich rund zwei Monate zuvor in Douala mit Markus Maag, einem Missionar, der noch vor einiger Zeit in der Zentralafrikanischen Republik tätig war, gesprochen habe, hat er mir etwas auf den Weg mitgegeben, das ich wohl nie vergessen werde: „Mission heißt, in Menschen zu investieren. Nur das hat Bestand“.

Genau das ist es, was EBM INTERNATIONAL hier vor Ort tut. Sie investiert in Menschen. Menschen, die eine Ausbildung bekommen und dadurch eine Zukunft haben. Menschen, die durch die Zusammenarbeit mit dem CTG verändert werden. Oder einem Volontär, wie ich selbst, der von der Arbeit hier am CTG sehr beeindruckt ist.

ALBERT KIEFEL

Berufsausbildung Centre Technique de Garoua

Finanzbedarf: 21.000 €

Projektnummer: 51251



In Malawi werden von EBM INTERNATIONAL ein Farmprojekt, theologische Ausbildung, Evangelisationen und Gemeindegründungen unterstützt.

Arm und Reich?

Anfangen hat meine Reise mit einer etwas spontanen Entscheidung: Ich möchte ins Ausland. Wie ich letztendlich in Malawi gelandet bin, kann ich im Nachhinein gar nicht mehr so genau sagen. Meine Ziele waren mir allerdings klar: Ich wollte was bewirken, Menschen helfen und mich selber kennen lernen und weiterentwickeln. Außerdem wollte ich ein Jahr bewusst mit und für Gott leben.

Malawi, eines der ärmsten Länder der Welt, in welchem AIDS und Korruption Normalität sind, wird für 10 Monate mein neues Zuhause. Stromausfall und Wasserausfall werden zu meinem Alltag gehören, sowie das Waschen mit Händen und ungewöhnlich wenig Luxus im Allgemeinen. Darauf wurde ich eigentlich von Anfang an vorbereitet, und das sind ja auch die Bilder, die wir von Afrika im Kopf haben. In diesem Fall trifft das Afrika-Klischee sogar auf Malawi zu, in einigen anderen nicht. Was mich überraschte: Dies sind nicht die Probleme, die mir wirklich Schwierigkeiten verursachten. Ich hab gelernt, dass der Mensch sich

an sehr vieles gewöhnen kann. Mit einer etwas tristen Umgebung findet man sich ab, Süßigkeiten müssen nicht täglich vorhanden sein, dauerhaft Strom und fließend Wasser, alles schön und gut, aber entbehrlich. Das Essen ist auch nicht immer das Angenehmste, aber auch damit kann man problemlos leben. Ich habe mich relativ leicht an diese Dinge gewöhnen können, doch in Malawi zu leben heißt viel mehr. Kulturell sind Malawi und Deutschland zwei verschiedene Welten, die sich gegenseitig vom Fernsehen her kennen, wenn überhaupt. In Malawi ticken nicht nur die Uhren anscheinend anders, sondern auch die Menschen.

Ich musste damit klar kommen, dass Pastoren sich von ihrer Familie bedienen lassen und sich vom Essen zuerst das nehmen, was sie wollen, und ein gedeckter Tisch in

Ich durfte Beziehungen erleben, die ohne Facebook und Whatsapp funktionierten

Malawi hat nicht von allem genug. Dass sie von ihren Kindern und von Hausangestellten noch auf Knien angesprochen werden und dabei eine hohe, christliche Führungsposition besitzen. Dass Männer nicht wollen, dass ihre zukünftige Frau einen höheren Bildungsabschluss hat oder gar arbeitet. Sie soll sich um Haus und Kinder sorgen. Dass häusliche Gewalt immer noch häufig zu sehen ist, gegenüber Frauen und Kindern. Dass Polygamie in Malawi weit verbreitet ist und kaum etwas dagegen getan wird. Dass Hexerei eines der bis heute gefürchtetsten Dinge ist und selbst Christen an böse Geister in den Bergen glauben, die einen umbringen, wenn man sich ihnen nähert. Und das finden Malawier alles sehr normal. Auf dieses Malawi war ich nicht ganz so vorbereitet.

Doch von diesen Dingen konnte ich lernen. Ich musste akzeptieren, dass unser europäisches Denken auch

nur eine Sichtweise ist, mit der man Dinge betrachten kann, und dass ganz sicher nicht jeder so denkt. Ich nehme immer mehr Abstand davon, sofort ein Urteil zu fällen, und denke häufiger darüber nach, wie würde ein Malawier das beurteilen. Ich muss nicht alles gut finden, was sie tun, doch sie finden auch einiges falsch, was wir tun. Doch ich habe noch viel mehr dort gelernt, z.B. dass Armut sich aus unserer Sicht nur auf das Materielle beschränkt, dass man darin jedoch auch einen Reichtum finden kann, den wir nicht mehr richtig kennen. Ein Reichtum an Zeit, an Freude, Gemeinschaft und Zufriedenheit. Für viele von uns ist es schwer vorstellbar, dass es in Malawi genug Menschen gibt, die ihr Feld hinterm Haus haben, es jedes Jahr bestellen und von dem Ertrag leben und dabei deutlich zufriedener sein können als wir hier in Deutschland.



M O S A M B I K

In Mosambik unterstützt EBM INTERNATIONAL die Pastorenausbildung wie auch die Schulbildung. Kinder werden durch Förderung ihrer Kreativität und Kompetenzen gestärkt.

Paradiesisch, ähm Portugiesisch

(ungefähr so war) mein Volontariat in Mosambik.

Die Ostküste Mosambiks liegt komplett am Indischen Ozean, überall stehen Palmen, es gibt die leckersten Früchte, Kokosnüsse und allerhand „Meeresgetier“ – klingt alles schwer paradiesisch. Und so war es auch.

Afrika verbinden wir mit vielen Dingen, wir denken zuerst an die große untergehende Sonne in der

Savanne, an wilde Tiere, arme, hungernde Kinder mit großen aufgeblähten Bäuchen, denen Fliegen an den großen dunklen Augen sitzen.

In Mosambik durfte ich erleben, dass es so viel mehr ist, als alles, was uns die Medien und andere Quellen oft erzählen wollen. Ich habe in Mosambik z.B. ehrliche Freund-



Ich habe in Malawi Menschen getroffen, die für Jahrzehnte im Ausland waren, meistens in England (Malawi war britische Kolonie), und nun in einem Dorf ohne Strom und Wasser leben. Sie sind freiwillig zurückgekommen und bereuen ihre Entscheidung überhaupt nicht.

Ich durfte diese Einfachheit des Lebens kennen lernen und mich durch sie verändern lassen. Ich durfte Beziehungen erleben, die ohne Facebook und Whatsapp funktionierten, wo man sich besuchen kommt, und wenn es nur einmal im Monat ist, wo man stundenlang redet oder einfach nur dasitzt und jemanden beim Arbeiten zuschaut.

Ich konnte eine Gastfreundschaft entdecken, wie ich sie so noch nie erlebt hatte, wo mich ein Fremder mehrere Stunden begleitet hat, um mir den Weg zu zeigen, und mich anschließend noch zum Essen einlud. Und dann ihr gemütliches Zeitgefühl, welches uns Deutsche einfach immer wieder nur nervt, aber ohne das Malawi nicht Malawi wäre.

Warum rede ich dann trotzdem häufig zuerst über das Essen, die Lebensbedingungen usw.? Die Antwort liegt darin, dass die richtigen Probleme nicht sofort so deutlich sind. Wenn ich den Menschen im Nachhinein von meiner Zeit in Malawi erzähle, habe ich immer wieder das Gefühl, sie können oder wollen gar nicht verstehen, was ich dort erlebt habe. Es ist jedoch auch schwer,

jemanden durchs Erzählen meine Erfahrungen zu vermitteln, das muss man selber erleben.

Was ist von meinen Zielen geblieben? Jemandem zu helfen, der eigentlich nicht wirklich Hilfe will, zumindest nicht in der Hinsicht, wie wir Deutsche es verstehen, kann man da etwas bewirken? Ich weiß es nicht, inwiefern ich mit meiner konkreten Arbeit geholfen habe. Wenn überhaupt, dann auch nur einzelnen Personen. Doch ich hoffe, dass ich über meine Art, wie ich dort war, etwas bewirkt habe, wie ich als Weißer, als Europäer, als Deutscher und als Christ in Malawi gewohnt und gelebt habe, versucht habe, mein Bestes zu geben. Ich weiß, dass ich mich selber verändert habe. Es ist schwer, genau zu beschreiben wie, vielleicht bin ich offener geworden, kann andere Meinungen besser akzeptieren. Vielleicht bin ich etwas gemüthlicher geworden, muss nicht immer mehr alles so schnell haben. Vielleicht bin ich etwas christlicher, denke häufiger über und mit Gott nach.

Vielleicht bin ich einfach etwas malawischer geworden.

TORBEN EWALDT

Evangelisation und Gemeindegründung
Finanzbedarf: 6.000 €
Projektnummer: 52101

In Mosambik durfte ich erleben, dass es so viel mehr ist, als alles, was uns die Medien und andere Quellen oft erzählen wollen.

50

schaft, Dankbarkeit und Gastfreundschaft kennen gelernt.

Ich bin nach Mosambik gegangen, um mich sieben Monate als Werkzeug Gottes nutzen zu lassen, als Nachhilfelehrerin, Freundin, (Gast-)Schwester, (Gast-)Cousine, Tochter und auch als Nachbarin und Europäerin bzw. Deutsche.

Klar, in einem Volontariat erlebt man unbeschreiblich viel. So viel, dass man es eigentlich gar nicht in Worte fassen kann, und ehrlich gesagt ist es auch nicht immer so paradiesisch. Zum Beispiel als wir feststellten, dass es auf einmal doch schwieriger war sich zu verständigen auf ... Portugiesisch. Und dazu kommt, dass man als „Muzungo“ (das ist das Sena-Wort für „Europäer/Weißer“) auffällt. Natürlich, denn alles an uns macht uns „andersartig“: die Haare, die Hautfarbe, die Kleidung, unser Verhalten, unsere Angewohnheiten,

die Sprache, auch der Bildungsstand. Deshalb sind wir Volontäre nicht selten auch auf Skepsis gestoßen. Und so war ich unendlich dankbar, als ich erfahren durfte, dass Mosambikaner mir vertrauten. Teenies, meine Schüler und Kinder aus meiner Gemeinde. Sie nannten mich ihre Freundin, vertrauten mir ihre Sorgen und Ängste, Freuden und Hoffnungen an.

Und mir wurde mehr als einmal klar, dass genau diese Menschen eigentlich – obwohl sie ein so anderes Leben führen als wir – die gleichen Gedanken haben, wie die Teenies aus meiner Jugendgruppe in Deutschland oder wie ich mit 16 und auch heute noch.

Vielleicht ist die Art, Situationen zu händeln, in Mosambik eine andere, aber wie Kopf und Herz sich verhalten, ist manchmal gar nicht so unterschiedlich. Verliebt sein,



51

Hoffnung auf einen guten Job, ein Studium absolvieren, ein Fahrrad besitzen wollen, den Führerschein machen, Englisch lernen, die Welt mal sehen.

Diese Erkenntnis ist mir also in meinem Volontariat gekommen: Gott ist es möglich, aus Fremden Freunde zu machen, über alle Grenzen der Kultur und der Sprache hinweg. Gott ist es möglich aus schwierigen

Situationen etwas Gutes zu machen. Gott macht dein Leben zu einem bereichernden Erlebnis und kann es schon hier auf der Erde ein bisschen paradiesisch machen.

ANN-KATRIN BOHLE

Berufs- und Sozialzentrum Macia
Finanzbedarf: 24.000 €
Projektnummer: 53451

In Sierra Leone fördert EBM INTERNATIONAL Grund- und weiterführende Schulen, ein Berufsbildungszentrum, medizinische Einrichtungen und die Pastorenausbildung.

Eine Zeit, die mein Leben verändert hat

Als ich in Sierra Leone ankam, habe ich mich als erstes bemerkt, dass ich Krio lernen musste. Erst dachte ich, es würde ausreichen, Englisch zu sprechen und ein bisschen Krio mehr oder weniger zum Spaß zu lernen. Aber damit lag ich ziemlich falsch. Um mit den Menschen in Kontakt zu kommen, besonders mit den Kindern, musste ich ihre Sprache sprechen und nicht die offizielle Landessprache. Zu Beginn

habe ich daran gezweifelt, dass ich Krio jemals angemessen sprechen und verstehen würde. Aber je besser ich mich auf Krio unterhalten konnte, desto wohler habe ich mich gefühlt und desto mehr wurde ich von den Menschen respektiert. Eine Situation bei meiner Abreise hat mir das noch einmal deutlich gemacht. Am Flughafen haben ein paar Leute mein Handgepäck eher skeptisch kontrolliert. Sobald ich anfang,



mit ihnen Krio zu sprechen, waren sie viel freundlicher. Indem man eine Sprache lernt, kann man den Menschen zeigen, dass man nicht nur ein Tourist ist, der kommt, um ein Abenteuer zu erleben, sondern dass man sie ernst nimmt und sich wirklich für ihr Leben und ihre Kultur interessiert.

Die ersten Wochen in Sierra Leone waren aufregend. Wir haben viele neue Dinge gesehen und neue Menschen kennen gelernt, die uns freundlich begrüßt haben. Aber es hat nicht lange gedauert, bis ich mich allmählich unwohl fühlte. Ich habe mein altes Leben in Deutschland sowie meine Familie und Freunde sehr vermisst. In meiner Vorstellung war alles zu Hause nahezu perfekt. Ich musste mir immer wieder sagen, dass dieses Bild in meinem Kopf

nicht das Spiegelbild der Realität war. Mein Leben in Deutschland hatte nicht nur aus Sonnenschein und Harmonie bestanden. Aber in dem neuen Land und der neuen Kultur fühlte ich mich fremd und oft einsam. Ich konnte die Art von Humor kaum verstehen. Manchmal habe ich mich eher so gefühlt, als ob sich andere Leute über mich lustig machen.

Ein großes Problem war auch, dass ich oft nicht wusste, was ich tun sollte. Zum Glück hatte ich einige Aufgaben und Aktivitäten, an die ich mich von Anfang an halten konnte, da ich sie unter meine alte Definition von „Arbeit“ einordnen konnte. Also musste ich Arbeit finden. Das war nicht leicht für mich. Zuerst musste ich mir grundsätzliche Fragen stellen, wie: Was ist Arbeit?

Kann man etwas Arbeit nennen, wenn man keine Ergebnisse sieht? Bedeutet Arbeit immer, dass man seinen Geist oder seinen Körper anstrengt? Wer sollte von der Arbeit profitieren?

Ich habe diese Fragen nicht wirklich aufgeschrieben oder zu diesem Zeitpunkt meines Volontariats beantwortet. Aber irgendwie habe ich gedacht, dass ich nach 19 Lebens- und 13 Schuljahren die Antworten bereits kannte und dass diese Antworten überall und in jeder Situation gültig seien. Ich habe akzeptiert, dass ich diese Art des Denkens loslassen und meine Anschauungsweise verändern muss. Gleichzeitig war dies ein weiterer Schritt aus meinem „Wohlfühlbereich“ heraus. Auch wenn dieser Schritt schwer war, war er einer der wichtigsten. Ich habe gemerkt, dass es Tätigkeiten gibt, die sich für mich nicht wie Arbeit anfühlen mögen, die aber ein großer Segen sowohl für andere Menschen als auch für mich selbst sind. Es ist in Ordnung, wenn man eine Person besucht und bloß für ein oder zwei Stunden da sitzt, ohne dabei viel zu reden. Es gibt Menschen, die es wertschätzen, und es kann für einen selbst eine Freude sein.

Am Anfang war es auch nicht einfach, engere Beziehungen zu den Menschen vor Ort aufzubauen. Ich war oft zu schüchtern, um auf Personen zuzugehen. Trotzdem wurde ich immer offener und habe mich in der Kommunikation immer sicherer gefühlt. Die meisten Leute haben

dann verstanden, dass ich nicht dort war, um ihnen Geld zu bringen oder um die Ehefrau von jemandem zu werden, sondern dass ich dort war, um Zeit mit ihnen zu verbringen, und dass ich mich wirklich für ihr Leben und ihre Kultur interessiert habe. Besonders den Jugendlichen in der Gemeinde war ich später sehr nah. Ich konnte die kulturellen Unterschiede zwar immer noch spüren, aber sie haben nicht mehr so viel gezählt. Am Ende habe ich wirklich geweint, weil ich Menschen zurücklassen musste, die wie Freunde und Familie für mich geworden waren, die mir geholfen und viel über das Leben beigebracht haben, ohne es selber zu merken.

Die Spiritualität war ebenfalls anders als in Deutschland. Einiges hat mir sehr gefallen wie die Musik und die Offenheit und der Mut, fast überall und mit jedem über Gott zu reden und den eigenen Glauben zu zeigen. Mit anderen Elementen habe ich mich nicht so wohl gefühlt, wie den vielen Gesprächen über Geld und Hexerei. Auf jeden Fall habe ich gelernt, dass man gemeinsam Gott feiern und Programme auf die Beine stellen kann, auch wenn die Arten zu glauben ziemlich verschieden sind. Was am Ende zählt, ist, dass wir alle an den gleichen Gott glauben.

Trotz aller Schwierigkeiten und Herausforderungen auf dem Weg habe ich gemerkt, dass ich allmählich in der Lage war, zu Recht zu kommen. Es war kein zu großes Problem, mit wenig Wasser und





Strom zu leben, und das afrikanische Essen hat mir meistens geschmeckt. Tatsächlich hätte ich vor einem Jahr nicht gedacht, dass es für mich so schwer werden würde, Sierra Leone zu verlassen und nach Deutschland zurückzukehren. Um ehrlich zu sein, bin ich nicht nur nach Hause gegangen, als ich Ende Juni zurück nach

Es gibt nicht nur eine Möglichkeit, um ein erfülltes Leben zu führen. Es gibt viele verschiedene Wege.

Hamburg geflogen bin. Ich bin auch von zu Hause fortgegangen, weil Jui für mich ein richtiges Zuhause geworden ist.

Zudem frage ich mich oft, wie das Volontariat mich verändert hat. Ich weiß sicher, dass das der Fall ist, aber es ist schwer, zu sagen wie. Ich habe viel gelernt. Ich denke, dass ich unabhängiger, selbstsicherer und selbstbewusster geworden bin. Im Moment gibt es zwar noch viele Situationen, in denen ich mich eher unsicher fühle, da ich mich erst wieder an meine alte Kultur gewöhnen muss. Aber ich merke bereits jetzt, dass ich nicht mehr so schüchtern bin und dass es mir leichter fällt, mit neuen Menschen in Kontakt zu kommen. Eine der wichtigsten Sachen, die ich gelernt habe, ist, dass es nicht nur eine Art gibt, zu denken und Dinge richtig zu machen. Natürlich wusste ich das irgendwie schon vorher. Aber während meiner Zeit in Sierra Leone habe ich das wirklich erlebt. Menschen machen Tätigkeiten auf eine andere Art und Weise und kommen immer noch gut in ihrem Leben zurecht. Diese Unterschiede sind kein Problem, sie sind gut und wichtig. Keiner sollte das Ziel haben, alle Unterschiede zu beheben, nur weil wir die eine oder andere Art des Denkens nicht verstehen können.

An dem Tag, als ich Freetown verlassen habe, habe ich auf der Fähre eine Unterhaltung eines britischen Geschäftsmannes verfolgt, der in verschiedenen afrikanischen

Ländern gearbeitet, dort aber nie länger gelebt hatte. Er beklagte, wie schlecht die Umstände in Sierra Leone seien. Er sagte, dass es in anderen Ländern Afrikas bereits Hotels großer amerikanischer oder europäischer Hotelketten gebe. Und er hatte Vorschläge, wie man alle möglichen Dinge verändern könnte. Keine zwei Wochen vorher waren wir in einer sehr kleinen Kirche irgendwo zwischen Makeni und Kabala in den Provinzen gewesen. Die Menschen dort hatten keine Elektrizität oder Häuser, die größer als Hütten waren. Sie haben ein „einfaches“ Leben geführt. Dabei schienen sie glücklich zu sein und einen festen Glauben an Gott zu haben. Hätte man viele europäische und amerikanische Dinge dorthin gebracht, hätte man alles zerstört. So wie es war, war es gut, auch wenn es vielleicht nicht unserer Vorstellung davon entsprochen hat, wie es sein sollte.

In Gesprächen passiert es jetzt öfter, dass ich denke: Das ist bloß die Art, wie du darüber denkst und dieses Problem lösen würdest. Ich würde das Problem vielleicht anders lösen und es wäre immer noch gut. Ein Sierra Leoner würde darüber ganz anders denken und das wäre immer noch gut. Und Pa Sorie in Jui würde das Problem wahrscheinlich gar nicht verstehen, und das wäre auch gut. Es gibt nicht nur eine Möglichkeit, um ein erfülltes Leben zu

führen. Es gibt viele verschiedene Wege. Viele dieser Wege haben zumindest einen gemeinsamen Gedanken: Es ist gut, wenn man sein Leben mit Gott lebt. Das durfte ich erfahren.

Letztendlich war mein Volontariat auch eine besondere Erfahrung mit Gott. Es hat sich nicht nur mein Bibelwissen verbessert, da ich bis zu drei Predigten in einer Woche gehört habe. Meine Beziehung zu Gott ist intensiver geworden. Ich habe erfahren, dass ich wirklich von Ihm abhängen. Wenn ich Ihm vertraut habe, hat Er mir gezeigt, was ich tun soll. Und auch wenn ich mich jetzt selbst wiederhole: Gott ist derjenige, der jeden Schritt meines Lebens gesehen hat und mich deshalb als die ganze Person sehen kann, die ich bin, und mich verstehen kann.

Die Zeit in Sierra Leone war nicht leicht. Dennoch war es eine wertvolle Zeit, die mir auch viel Freude bereitet hat. Ich bin sehr dankbar für die Möglichkeit, dieses Volontariat zu machen, und ich bin mir sicher, dass es mich, mein Leben und meine Ansichten für jetzt und auch für die Zukunft verändert hat.

LILLI MEISSNER

Europäische Missionare in Afrika:
Projektnummer: 77000
Finanzbedarf: 600.000 Euro

In Südafrika fördert EBM INTERNATIONAL ein Berufsausbildungsprojekt, medizinisch-soziale Arbeit gegen HIV und AIDS und unterstützt verschiedene Gemeindegründer.

Zehn Monate in einer völlig anderen Kultur

21.08. München Hauptbahnhof.
22.08. Johannesburg Flughafen.

So schnell kann's gehen. Nur eine Nacht im Flieger sitzen und schon ist man in einer komplett anderen Welt. Mein erster Eindruck, als ich mit meinen Mitvolontären Maggie und Sebastian aus dem Flugzeug ausstieg, war: Oh, hier sind ja wirklich überall Schwarze!

Am Anfang noch ein seltsames Gefühl, doch schon nach ein paar Wochen fühlte es sich ganz normal

an, in einer schwarzen Familie zu wohnen, mit Schwarzen im Taxi zu sitzen und im Kindergarten schwarze Kinder zu betreuen. Denn obwohl es in Südafrika nicht nur Schwarze gibt (sie machen ca. 80 % der Bevölkerung aus), hatte ich während meines Volontariats fast ausschließlich mit Schwarzen zu tun, dadurch dass mein Kindergarten im Township Mamelodi lag und ich die Hälfte meiner Zeit auch selbst dort wohnte.

„Agee! Le kae?“ „Hallo! Wie geht's?“ – So fängt in Mamelodi nahezu jede Unterhaltung an, und schon bald lernte auch ich, diese Worte zu benutzen, und brachte vielen dadurch ein Lächeln auf die Lippen, nachdem diese Worte nicht sehr oft aus dem Munde eines Weißen kommen. Noch zuhause in Deutschland dachte ich, dass meine Englischkenntnisse ausreichend sein würden, um mich in Südafrika zu verständigen – doch schon nach wenigen Tagen stellte ich fest, dass ich zumindest einige Grundlagen der dort geläufigen Sprache Sotho lernen musste, wenn ich eine Bez-

Schon immer war ich lieber mit wenigen Leuten sehr intensiv befreundet, als viele oberflächliche Beziehungen zu haben.



ziehung zu den Menschen aufbauen wollte.

Es war nicht immer einfach, in die Gemeinschaft der Schwarzen hineinzukommen, v.a. bei den jugendlichen Mädchen kostete es mich öfters Überwindung, immer wieder auf sie zuzugehen und ein Gespräch anzufangen. Denn natürlich durfte ich die Vorteile der Gastfreundschaft der Afrikaner kennenlernen, aber um tatsächliche Freundschaften knüpfen zu können, braucht es mehr. Ich lernte, über meinen eigenen Schatten zu springen, aus mir selbst herauszukommen und manchmal den ersten Schritt zu machen.

Viele Fragen stellte ich an Gott – schließlich war ER es, der mich nach Mamelodi geführt hatte und somit wollte ich auf SEINE Führung ver-

trauen. Schon immer war ich lieber mit wenigen Leuten sehr intensiv befreundet, als viele oberflächliche Beziehungen zu haben ... genauso hatte ich mir auch in Südafrika gewünscht, gute Freunde zu finden, mit denen ich auch meine Ängste und Probleme teilen konnte (v.a. in der Zeit, als Maggie drei Monate vor mir zurück nach Deutschland gegangen ist).

Und genau diese Gebete erhörte Gott und stellte mir Menschen zur Seite, die gute Freunde für mich wurden und sich Zeit für mich nahmen.

Unter der Woche waren meine Tage sowieso gut ausgefüllt. Ich ging morgens um acht Uhr in die Arbeit und hatte offiziell um 16 Uhr Schluss. Schon in den ersten



Tagen im Kindergarten merkte ich, dass ich hier genau richtig war, und freute mich jeden Morgen, meine Kinder wiederzusehen. Und gerade bei den Kindern war es sehr leicht, die Sprache zu lernen, denn immer wieder kamen kleine Sätze dazu, die ich mir merkte, um mich mit ihnen verständigen zu können. Schon nach einigen Wochen stellte ich kleine Fortschritte fest und Sotho hörte sich nicht mehr nach einer völlig fremden Sprache an. Es war ein unglaubliches Gefühl, dass ich innerhalb der zehn Monate in Südafrika zwar noch lang nicht fließend Sotho sprach, aber bei Gesprächen von Einheimischen immer mehr verstand

und mich aufgrund dieser Sprachbarriere nicht ausgeschlossen fühlte, wie es anfangs vorgekommen war.

Sobald ich nach Hause gehen durfte, fing das größte Abenteuer des Tages manchmal erst an: der Heimweg. Ich als weißes Mädchen lief ca. 2,5 km durch Mamelodi, in dem sich sonst ausschließlich Schwarze befinden. Normalerweise hätte ich diese Straße in knapp 35 Minuten zurücklegen können, doch ich kann mich nur an sehr wenige Tage erinnern, an denen ich nicht mindestens eine Stunde gebraucht habe.

Immer wieder wurde ich von Menschen angesprochen: von Kindern und Jugendlichen, die von der Schule nach Hause liefen, von Taxifahrern, die ihre tägliche Route durch Mamelodi fuhren, von älteren Personen, aber auch von Freunden und Bekannten, die mit mir in dieselbe Gemeinde gingen. Vor allem die Gespräche mit Jugendlichen aus den High Schools waren eine gute Gelegenheit, mehr über das Leben im Township zu erfahren. Ein Junge erzählte mir, dass er in der Schule ausgelacht und gemobbt wird, weil sein Vater Pastor einer eher unpopulären Gemeinde sei, oder es gab Mädchen, die mir erzählten, dass sie sich zuhause um den Haushalt kümmern, weil kein Vater da ist und die Mutter deshalb zur Arbeit geht. Nicht nur einmal stellte ich fest, dass ich während meiner Zeit in Südafrika wohl mehr lernen würde, als ich vorher für möglich gehalten hatte ... z.B. dankbar und zufrieden über Dinge zu sein, die mir bisher selbstverständlich erschienen.

Und es war mir eine Ehre, in dem immer noch von Apartheid geprägten Südafrika Zeichen setzen zu

können, allein durch die Tatsache, dass ich mich nicht wie die meisten der weißen Südafrikaner von der schwarzen Bevölkerung absonderte, sondern sich genau dort im Township mein Leben abspielte. Denn auch heute, knapp 20 Jahre nach Ende der Apartheid, spürte ich v.a. unter den Älteren immer noch eine Abneigung gegenüber der jeweils anderen Hautfarbe, mal mehr ausgeprägt, mal weniger.

Auf der anderen Seite freue ich mich sehr, dass man bei den Jugendlichen davon nicht mehr viel bemerkt und gerade durch die gemischten Schulen auch Freundschaften zwischen Schwarzen und Weißen, Indern, Coloureds entstehen.

Ich bin Gott von Herzen dankbar, dass ER mir diese Zeit in Südafrika ermöglicht hat, dass ich in eine so andersartige Kultur eintauchen konnte, dass ich selbstständiger werden musste und dass ich lernen durfte, dass Dinge, die in meinen Augen eher klein oder unwichtig erscheinen, manchmal Großes bewirken können.

REBEKKA LOCHNER

SERVE

Gott dienen – den Menschen dienen

Das Volontariats-Programm von EBM INTERNATIONAL

SERVE ist ein freiwilliger Dienst von Menschen

- ab 18 bis 81 Jahren
- in Afrika, Lateinamerika oder Indien
Südafrika, Kamerun, Malawi, Mosambik, Sierra Leone, Argentinien
- in Kirchen, Kindergärten, in Baueinsätzen und landwirtschaftlichen Projekten, Krankenstationen ...
- für 3, 6, 9 oder 12 Monate im Dienst (SERVE) von Gott und Menschen

Voraussetzungen:

- intensives Interesse an Menschen und der entwicklungspolitischen Arbeit
- gute Fremdsprachenkenntnisse – je nach Einsatzland
- körperliche und seelische Belastbarkeit
- Teamfähigkeit
- Referenzen von zwei unabhängigen Personen
- Eigenfinanzierung
- bestimmte Einsatzplätze sind durch „weltwärts“ anerkannt und gefördert
- Berufspraktika (z.B. Famulaturen) können ggf. vermittelt werden
- Teilnahme am Bewerberwochenende im Dezember

Bewerben: immer bis 15. November für das Folgejahr

Info + Anmeldung:

EBM INTERNATIONAL

Gottfried-Wilhelm-Lehmann-Str. 4

14641 Wustermark (OT Elstal)

Telefon: +49 (0) 3 32 34 74-142

volontaere@ebm-international.org

www.ebm-international.org

weltwärts
Der interkulturelle Austausch

BMZ | Bundesministerium für
Zusammenarbeit und
Entwicklung

heffnung
INTERNATIONAL+

Start

EBM INTERNATIONAL

Gottfried-Wilhelm-Lehmann-Str. 4
14641 Wustermark (OT Elstal) | Germany
Telefon: +49 (0) 3 32 34 74-150
Telefax: +49 (0) 3 32 34 74-145
info@ebm-international.org
www.ebm-international.org